

Selbstoptimierung in der Blogosphäre

Rainald Goetz' Tagebücher und die ästhetische Steigerung des Alltäglichen

Ralph Köhnen

Selbsttechnik: Skizzen einer Funktionsgeschichte

Die Verbesserung der Lebensmöglichkeiten, die Erweiterung der Wahrnehmungsfähigkeiten, Steigerung des Ansehens vor einer göttlichen Instanz oder Bewältigung von transzendentaler Obdachlosigkeit, Ökonomisierung der Haushaltsführung durch Vermessung oder die Entwicklung der literarisch-künstlerischen Leistung – all dies gehört zu einem Cluster von Optimierungsleistungen, deren Tradition hier zunächst skizziert werden soll. Dabei werden historische Eckpunkte über die antike Selbstschrift, die frühneuzeitliche Buchhaltung und die moderne Selbstvermessung um 1900 gestreift, um schließlich digitale Selbsttechniken eingehend zu analysieren. Als Leitthese ist zu verfolgen, dass das Tagebuch (oder ähnliche Formen von Selbstschrift) ein wichtiger Katalysator für Optimierungsprozesse ist, dessen geschichtliche Funktionen auch dann beteiligt sind, wenn es um das Blogging geht. Am Beispiel von Rainald Goetz soll auch ein zeitgenössischer Faktor deutlich werden: Digitale Selbstschrift versteht sich in der Regel als soziales Ereignis, das zwar auch noch die Differenzierung von subjektiver Wahrnehmung oder Nuancierung von Erlebnissen umfassen kann, aber ebenso die Ressourcen von sozialer Aufmerksamkeit und Alltagspräsenz steigern will. Dass man sein Leben verbessern, ja ein Kunstwerk daraus machen kann, ist seit der griechischen Antike ein Leitgedanke und zum dynamischen Konzept mit immer wieder wechselnden diskursiven Vorzeichen geworden. Voraussetzung dafür ist die noch aus der mündlichen Philosophietradition stammende Haltung des ›Erkenne dich selbst‹. Bereits Sokrates will in seiner Lebensrechtfertigung die kontinuierliche Lebensführung und gottgewollte

Sendung vorzeigen. Dabei liegt die Überzeugung zugrunde, »dass dies für einen Menschen das höchste Glück sei, jeden Tag über die Tugend und über die anderen Dinge [...] zu diskutieren, indem ich mich selbst und andere prüfe, dass aber das Leben ohne Prüfung nicht lebenswert sei für einen Menschen« (Platon, *Apol.* 38a; Übersetzung: Ferber). Der Imperativ zur Selbsterkenntnis, von dem aus sich das Motiv der Selbstkonstruktion entwickelt hat, ist bei Sokrates auch eine Übung in Selbstverteidigung. Foucault (1995) hat mit seiner Geschichte der Selbsttechniken ausführlich gezeigt, dass die antiken Notizbücher (*Hypomnemata*) eine frühe Form der Buchführung, genauer der Verzeichnung von Haushaltsposten darstellen, aber bereits auch schon einzelne Betrachtungen enthalten können – dies betrifft zum Beispiel die stoischen Philosophen und deren Notate. Aus den antiken ethisch-moralischen Selbstkonzeptionen sind zunächst religiöse Beichttechniken hervorgegangen, denen sich später medizinische Protokolle und auch ökonomische Rechenschaftslegungen angelagert haben. Seit der Frühen Neuzeit haben all diese Wissensordnungen mit ihren spezifischen Begrifflichkeiten und Notationsformen Einfluss auf die Tagebuchführung genommen. Selbsttexte bedeuten dann eben nicht nur (augustinische und nachmals religiöse) Herzensschrift oder die Eigenreflexion eines empfindsamen, vielleicht nach Selbstbewusstsein strebenden Subjekts (worauf sie in der Literaturwissenschaft oft verkürzt wurden). Es beginnt schon in der Protorenaissance eine starke Tradition der ökonomischen Literatur (vgl. Köhnen 2018: 29–46), die neben der fachlichen Expertise auch die Möglichkeit zur Persönlichkeitsgestaltung bieten will (so etwa in Leon Battista Albertis Buch *Vom Hauswesen* (1962 [1440]), ital. *De famiglia*). Entsprechend hat Joseph Vogl (2007) eine epochale Poetik des ökonomischen Menschen entworfen als Selbstexperiment unserer Spezies, das sich seit der Renaissance bzw. dem spätmittelalterlichen Hausbuch als stabile Variante entwickelt und bis in die Gegenwart hinein behauptet hat, ja dort kulminiert. Der Mensch ist hier sowohl Akteur als auch Gegenstand – gezeichnet von Diskursen oder Betriebssystemen, die reizvoll sind und zur ›poiesis‹ anleiten, dabei einen Menschen fordern, der flexibel handelt und höchst konzentriert durch die Welt navigiert. Ökonomische Denkweisen haben tiefe Prägungen in den Erzählsystemen und Selbstschriftengattungen hinterlassen – Buchhaltung beginnt, die (Selbst-)Erzählung zu formen und wirkt als Dispositiv für ein entstehendes »Bilanz-Subjekt«, das sich einem permanenten Selbstrechnen unterwirft und sich »einen innerweltlichen Lebenslauf verpasst«, wie Joseph Vogl dies in seiner *Poetik des ökonomischen Menschen* zusammenfassend

gesagt hat (Vogl 2007: 551). Das Notieren der Zahlen, der Warenein-/ausgänge oder der Vorhaben und Arbeitsleistungen schafft eine Optik, die auch den Blick des handelnden Subjekts auf sich selbst bzw. die eigene Produktivität lenkt und systematisiert. Dies wird begleitet von (Selbst-)Erzählungen in kleinen Ansätzen, woraus sich später auch größere diarische Formen entwickeln können. Solche Techniken der Ökonomisierung prägen diejenigen der Selbstrechtfertigung eminent und schreiben ihnen den Willen zur Optimierung ein. Durch (Psycho-)Techniken bekommen diese Entwicklungen um 1900 nochmals einen Schub, insofern nun Statistiken das Leben des Einzelnen durchdringen und dieses abmessbar, überprüfbar und optimierbar machen. Arbeitswissenschaften bzw. Fragen des Selbstmanagements befördern nunmehr die Ratgeberliteratur, die seit den 1920er Jahren bis heute eine konsequente Selbstoptimierung durch To-do-Listen und Tagebucheinträge empfiehlt, so etwa Gustav Großmanns umfangreiches Ratgeberbuch *Sich selbst rationalisieren* von 1927 (das eine lange Karriere hatte und tatsächlich bis 1991 neu verlegt wurde). Minutiöse Planung und Selbstkontrolle durch Kalendernotizen sollen zu einer Selbstoptimierung führen, die durch ständige Kalkulation zur Effizienz führen müsse – ein Programm, das im Kontext von Taylorismus, Fordismus und Arbeitswissenschaften der 1920er Jahre als Aktivierungs- und Kontrollprogramm von Reizen und Reflexen zu lesen ist, um damit wiederum die Abrufbarkeit von Arbeitsleistung und deren Steigerung zu ermöglichen. Die Anweisungen zur Führung dieses arbeitswissenschaftlich fundierten Tagebuchs sind generalstabsmäßig präzise und lauten wie folgt:

»1. In jedem Fall notieren Sie in Ihrem Tagebuch den Zeitpunkt, an dem die fertige Leistung vorliegen muß, und kontrollieren Sie die Ausführung der Befehle durch Sie selbst und durch andere! Dadurch schützen Sie sich vor unangenehmen Unterlassungssünden, die meist ihre Ursache in der Vergesslichkeit haben. 2. Ihr Tagebuch sei Ihr ständiger Begleiter! Beginnen Sie Ihre Tagesarbeit mit dem Studium der Aufgaben, die Sie dem Tag gegeben. Ergänzen Sie nach Bedarf und achten Sie darauf, daß jeder Befehl ausführbar ist! 3. Jedes Versprechen, jede Zusage gehört auf jeden Fall ins Notizbuch. Es sind Selbstbefehle, die ausgeführt werden müssen.« (Großmann 1927: 142)

Daten über die eigenen Leistungen sind permanent festzuhalten, und das Medium Tagebuch soll zur Körperausdehnung seines Halters werden, wenn es ihm jederzeit nicht nur zur Verfügung steht, sondern seine Nutzung fordert, der der Planende sich unterwirft. Selbsttechnik wird dann in ihrer strengen

Zeittaktung und Produktfixierung zur Fremdtechnik, bei deren konsequenter Anwendung die gewünschte Autonomie zum Werkzeug einer gründlichen Unterwerfung unter ein Notizsystem wird, das über die eigene Lebensführung gestülpt wird. Der Maschinenkomplex, der um 1900 auf die Schreibtechniken drängt, beeinflusst die Möglichkeiten der Selbstkonzeption in Dichtung und Diaristik auch in einem unmittelbaren Sinn. Mit neuen technischen Bedingungen der Schreibmaschine, der Hollerithschen Lochkarte und jenen psychotechnischen Maschinen, die Sprachimpulse und Nervenreizleitungen messen, kommt bereits um 1900 eine (sozial-)politische Komponente hinzu: das Datensammeln, die Statistisierung des Menschen zu Zwecken der Sicherung und Beherrschung. Hier ist der Glaube an die Konstruierbarkeit des Lebens und das Ziel leitend, das Ich zu vergesellschaften und seine Existenz als geschichtsloses Wesen zu fassen, das in der reinen Gegenwart lebt. Damit wird ein neuer Begriff von ›Öffentlichkeit‹ virulent. Nicht zwangsläufig wird dadurch das Tagebuch zum Automatenmedium. Doch ist in der Medienkonstellation ein Modell denkbar, das der frühe Carl Schmitt (nachmals höchst problematischer Staatsrechtler) 1918 in Reaktion auf expansive Aufzeichnungstechniken in einem beißend-ironischen Pamphlet formuliert hat, welches den Bürger eines fiktiven Buribunkenstaates als Schriftproduzenten zeigt:

»Jeder Buribunke und jede Buribunkin ist verpflichtet, für jede Sekunde ihres Daseins Tagebuch zu führen. Die Tagebücher werden mit einer Kopie täglich abgeliefert und kommunalverbandweise vereinigt. Die gleichzeitig vorgenommene Sichtung erfolgt sowohl nach Art eines Sachregisters wie nach dem Personalprinzip.« (Schmitt 1918: 345)

Zu jedem Lebensvollzug soll also simultan noch ein Schriftdoppel aufgezeichnet werden – das ist das Bild des konsequenten Selbstschreibers mit Medienpräsenzpflicht. Der Buribunke ist gleichsam Kopfflaneur, denn nichts Erlebtes schreibt er auf, vielmehr hat das einzelne Erlebnis seine Rechtfertigung allein in der Schriftdokumentation und ihrer Publikation, ja es wird überhaupt nur erlebt, um Daten zu gewinnen. Es beginnt die anhaltende Geschichte der instantanen Selbstschrift: Mit der endlosen Druckspur des Ich weiß der Schreibende sich »in jedem Augenblick seines bewegten Lebens« (ebd.: 341-342) im Zentrum der Gesellschaft. Fast prophetisch für heutige Publikationspraktiken und Kämpfe um Klicks, Likes und Einschaltquoten klingen die Sätze über den Mitschreibverweigerer, der schließlich seiner Präsenz beraubt wird und untergeht: »Da er nicht mehr schreibt, kann er sich gegen

etwaige Unrichtigkeiten, die seine Person betreffen, nicht mehr wehren, er bleibt nicht mehr auf dem Laufenden, er verschwindet schließlich von der Bildfläche der Monatsberichte und ist nicht mehr vorhanden.« (ebd.: 348) Der Rückzug aus der schreibenden Öffentlichkeit bedeutet den Verlust jeglicher Aufmerksamkeit – eine satirische Diagnose, die erst heute ihre volle Gültigkeit bekommen hat. Mit Schmitts Buribunken geht es um existenzielle Positionsfragen des Einzelnen in der Öffentlichkeit, die nach radikaler Vergemeinschaftung und allseitiger Teilhabe strebt. Es ist dann nur eine Frage der technischen Entwicklung, wann man über Timeline, Facebook, Instagram usw. jeden Moment seines Lebens aufzeichnen muss, um sichtbar und präsent zu bleiben – eben durch Permanenzschrift oder, mittlerweile bevorzugt, durch Permanenzbildreihen.

Bildschirmpoetik in der Blogosphäre 2000: Medienbewusstheit wird populär

Dass unter allen Umständen geschrieben werden muss, ist der Imperativ, den die Maschine auch Poesie und Tagebüchern aufdrängt. Vielleicht noch nicht mit Holleriths Lochkarte, aber spätestens mit den Übergängen von der analogen zur digitalen Epoche um 1950 werden die hellstichtigeren unter den Herzenstagebuchschreibern die Provokation begriffen haben. Der (Selbst-)Schreibbefehl, der spätestens seit den Buribunken durch die Literatur geht oder an Einzelfiguren wie Rilkes Stadtneurotiker Malte Laurids Brigge ersichtlich wird, ist mächtig – aber weniger aus systemeigenem Druck sondern, weil die Maschine auch Poesie und Tagebüchern ihren Einfluss aufzwingt. Ein Fall von zwanghafter Grafomanie, den Clemens J. Setz erzählt hat, ist dafür Zeuge: Robert Shields, Geistlicher und Englischlehrer aus den USA, schrieb zwischen 1972 und 1997 alle fünf Minuten seine Handlungen und Körperzustände auf und hinterließ dadurch ca. 37,5 Millionen Wörter, weil er beim Unterlassen des Aufschreibens fürchtete »that I would be turning off my life« (Setz 2018: 38–39). Diese Todesangst und ihre Bewältigung durch Schreiben ist wohl nicht einfach singulär oder schrullig, sondern übersteigert lediglich symbolisch den Absicherungsgedanken, der beim Selbstschreiben mitläuft. Als Zwischenthese – und Leitaspunkt für die Anmerkungen zu Rainald Goetz – sei damit vermerkt, dass ökonomische, maschinelle, aber auch soziale Komponenten von Anpassungsdruck oder Konformitätsbestreben nun die Besserungsprogramme bestimmen, die seit

der digitalen Wende die Selbstschrift beherrschen. Nicht nur sollen durch Selbstschrift Erfahrungshorizonte erweitert werden, sondern es soll gleichsam im Schreib-Survival-Test die soziale Position garantiert werden. Um 2000 stellen die digitalen Medien eine Möglichkeit dar, mit den technisch sich entwickelnden Notationssystemen eine permanente Selbstbeobachtung aufrechtzuerhalten, die nicht nur der Schaustellung dient, sondern auch den Menschen in eine dauerhaft prozessierte Schleife der Selbstverbesserung schickt. Es soll am Beispiel von Rainald Goetz' Bloggingtexten gezeigt werden, wie das digital reflektierende Subjekt sich durch Notate eine Form geben will, die sowohl das Ich präpariert als auch dessen soziale Rolle fundieren will – und wie letztlich dadurch Umstrukturierungsprozesse des öffentlichen Lebens begleitet werden. Denn Privatheit wird hier an der genauen Grenze zur Öffentlichkeit verhandelt – auch wenn diese bei den allermeisten Blogs auf einen kleinen, oft nur kurzfristigen Rezipientenkreis bzw. auf Bubbles beschränkt bleibt, haben diese doch eine theoretisch weltweite Dimension (wie sie jedenfalls die Imagination der Schreibenden bestimmen mag). Dieses Versprechen offenbart aber längst seine Kehrseite. Wenn nämlich der Begriff ›Log‹ seit dem 15. Jahrhundert eine quantifizierende Bedeutung hat, insofern damit ein Holzblock gemeint ist, der in Kombination mit einer Leine zur Geschwindigkeitsmessung eines Schiffes eingesetzt wurde (Nowak 2008: 53), gilt in Zeiten von Big Data die schiere Quantität von Klicks und Likes als Gradmesser für Berühmtheit und Geltungsansprüche. Die im Horizont der neuen Medien öfter gestellte Frage, ob Tagebücher noch zeitgemäß seien, ist nicht nur theoretisch (wie von vielen Apologeten der digitalen Schrift), sondern ganz praktisch eindrucksvoll beantwortet worden durch Rainald Goetz' *Abfall für alle*, mit dem er 1998/99 der Fangemeinde und Weltöffentlichkeit seine Notizen täglich auf einer Website zugänglich machte. Dieser Blog, der als ambitioniertes diarisches Pilotprojekt in der digitalen Welt gelten kann, spielt im Titel auf Lichtenbergs ganz unsystematische *Sudelbücher* an. Solch ein ironisch titulierte Selbstverständnis des Abfalls, das auch mit der Recycling-Idee einhergeht, lässt sich auch ohne allzu viel Umwege auf Goetz' Begriff von Pop beziehen. Wissenschaftlicher Anspruch in der vorsystematischen, sammelnden Recherche, bei der die Aufmerksamkeit auch auf das Zufällige, Randständige gerichtet ist – das ist die Hoffnung der Serendipität, auf die auch Goetz vertraut und mit der er Andy Warhols Credo der Pop Art neu grundiert. Denn auch dessen Kampfruf des ›Everything is pretty‹, den er mit Tape-Recordings und Filmen umsetzte (Warhol 1977: 94-95), ist für Goetz im Aufschreiben des Alltäglichen wertvoll.

Als ausgebildeter Mediziner ist er mit dem Archivieren in Speichersystemen vertraut (wie sein antipsychiatrischer Roman *Irre* von 1983 zeigt), und mit 1989 hat Goetz bereits einen dreibändigen ›Roman‹ eines Jahres vorgelegt, der nichts als Nachrichten-, Schlagzeilen und Bildakkumulationen enthält, welche freilich in vorführender, kritischer Absicht montiert werden. Dabei werden sprachliche Fertigteile nach Belieben eingesetzt, wobei sich der organisierende Autor teilweise selbst aushebelt und Sprache selbst sprechen lässt, sie durchformalisiert und mit Ziffern versieht bzw. in Listentechnik typografisch organisiert (vgl. Baßler 2002). Das schreibende Selbst setzt sich diesen Sprachteilen gegenüber, konfrontiert sie mit Datums- und Uhrzeitanangaben und versucht, sich in ein neues Verhältnis zu ihnen zu bringen. Darin liegt auch der ästhetische Gewinn des V-Effektes, der in dieser Mimesis das Fremdsein einerseits dokumentiert, andererseits kultiviert – dies lässt sich an den beiden Internettagebüchern *Abfall für alle* (1998/99) und *Klage* (2007/8) mit Blick auf die Schreibstrategien sowie permanenten Medienreflexionen zeigen. Gestützt wird das Verfahren durch Strategien des Sampling und Remixing, das ein Performance-Programm ist, welches sich nun als DJ-Culture (Poschardt 1997) in der Praxis des »Komponieren[s] neuer Stücke anhand vorhandener Platten« (Westbam 1997: 24) entwickelt. Wirksam ist dies auch für die Literaturproduktion geworden. Spannend und anspruchsvoll ist die Gratwanderung, die Goetz zwischen eingewohnter Buchsozialisation und Neugier auf das neueste Medium unternimmt. So werden etliche Reflexionen über Lese-, Schreib- und Veröffentlichungsgeschwindigkeiten und damit über das neue Schreibinstrument als »dauernd laufende Entwurfs-Auswurfsmaschine« (Goetz 1999: 103) angestellt. Dies entspricht der ebenfalls provisorischen, fragmentarischen Tagebuchform als Erzählbedingung – wobei sich Goetz' Herkunft aus der literarischen Welt insofern zeigt, als er im Vergleich zu nicht-literarischen (und vor allem: gegenwärtigen) Blogs zwischendurch auch längere narrative Zusammenhänge aufbaut. Dies gilt ebenso für seine reflexiven Passagen, die dichtungslogische Überlegungen und systemtheoretische oder gesellschaftspolitische Reflexionen umfassen können. Zwar ist dieses Tagerzählen nicht interaktiv verfasst. Innovativ ist es aber im Bewusstsein einer neuen, instantanen Öffentlichkeit und eines Bildschirms als Schreibpartner, was auch öfter wiedergegebenen Erfahrungen früherer Internet-Schreibprojekte entspricht (*Null; the buch*). Das Grafische wird gerade in den Anfangsjahren digitalen Schreibens sensibel wahrgenommen. Goetz sieht im Bildschirm ein »Erinnerungsfenster« (Goetz 1999: 353) oder ein »Textlichtding« (ebd.: 373), das bei Ankunft der Buchstaben frene-

tisch gefeiert wird. Sein Leuchten beschreibt Goetz als eine Art Lagerfeuer, ein bannendes, Kommunikation und Produktion forderndes Element. Das blaue Windows-Fenster geht auf wie eine Morgensonne, »Leute, das sind Glücksmomente, Wahnsinn« (Goetz 1999: 250), ruft der Autor den Lesern zu. Windows bedeutet für Goetz das »Fenster zur Welt« (ebd.: 232), das den Blick auf ein rechteckiges Feld lenkt, um ihn dann zu zerstreuen. Daraus ergibt sich ein Schreibrezept:

»Immer geht es darum, den naturellmäßig zu verhakten, verbohrt, auch zu konzentrierten Blick zu DEZENTRIEREN [Herv. i.O.], zu öffnen, den in ihm angelegten Krampf zu lösen, Panik und Druck rauszunehmen, alle äußeren Pflichten, Zusagen und Pläne abzusagen, um dann endlich, von allem befreit, im Freien die Zeit ihre Arbeit in einem tun lassen zu können.« (Ebd.: 353-354)

Das klingt ein bisschen nach Zen, vor allem aber zeigen die Verfremdungsstrategien der klassischen Moderne ihre Nachwirkungen. Dazu passt die Vorstellung eines unabschließbaren Schreibens als *acte gratuit*, bei dem man am Bildschirm stolz auf das Geschaffte starrt – welches wiederum die Fortsetzung der Erzähltätigkeit fordert in einer Schrift, die sogar eine »Lebensformmöglichkeit« (ebd.: 277) darstellt. So ist es »das Fluidum der computerisierten Textgestalt« (ebd.: 315), welches das Internettagebuch zum Sprechen bringt. Zunächst ist dies auf die Buchstaben bezogen, die etwas Körperhaftes bekommen und mit deren typografischer Gestaltung immer wieder gespielt wird, manchmal in einem schlafwandlerischen Zustand: »Im Konzentratschlaf eben sah ich wieder Bildschirmtext, tilgte Buchstaben vom Wortende her, neuer Sinn entstand.« (ebd.: 318) Dasselbe gilt für den bewussten Einsatz von Leerzeilen oder unbeschriebener, reiner Bildschirmfläche, auf der die Wörter wie Lichtpunkte tanzen, um dann auf der Retina als Nachbild zu leuchten. Erzählerisches Ziel ist es, das gewohnte Wahrnehmungskontinuum aufzulösen, wobei der Autor als Chance sieht, sich selbst insgesamt zu dezentrieren. Die Strategie der Verzifferung, mit der Goetz seinen Notaten durch Uhrzeit-, Wochen- und Monatsangaben im minutiösen Protokoll ein Gerüst verleiht, unterstützt diese Objektivierung. Goetz bezeichnet sich in dieser Hinsicht als »Chronist des Augenblicks«, was er sogleich – wie an vielen anderen Stellen – mit Datum und Uhrzeit versieht. So schreibt man Silvester 1998 in Berlin, es ist 11.12.41 Uhr, und der Aufschreibegestus wird auch gleich erklärt: »Ich wollte mal einen Tag lang hier nur Zeitziffern notieren, einfach so, jedesmal wenn ich auf die Uhr schaue, weil das so schön aussieht, nur diese

Ziffern, die so viel bedeuten.« (ebd.: 833) Insofern um 1900 der Lettrismus den geschriebenen Buchstaben zum Gegenstand ästhetischer Anschauung erhob, kann Goetz an diese Tradition der Zeichenbewusstheit anknüpfen. Doch steht er auch den zeitgenössischen Intentionen des japanischen Datumsmalers On Kawara nahe: Dort wird die Zeitziffer magisiert, nur noch im Hintergrund lässt sie das jeweilige individuelle und auch politische Ereignis durchschimmern. In den Date Paintings, der jahrzehntelang geführten Bildserie On Kawaras, wird gezählt und (verschwiegen) erzählt; das Tagesdatum wird in Ziffern, der Monat aber in der Sprache desjenigen Landes geschrieben (oder in Esperanto verfasst in den Ländern, die keine lateinische Schrift benutzen), wo sich On Kawara gerade aufhält. Nach Abschluss des Bildes bewahrt der Künstler dieses zusammen mit einer tagesfrischen Zeitungsmeldung in einem fünf Zentimeter tiefen Pappkarton auf – die Tagesdaten sind also auch stapelbar und nehmen messbaren Raum ein, weswegen das daraus entstehende Archiv nicht digital und also infinitesimal winzig ist, sondern fassliche Ausmaße hat. Man kann zweifellos in der geographischen Verstreuung einen Reflex des Globalen sehen und in der datenmäßigen Bandbreite, die auf Dauer erzeugt wird, Zeitspuren finden. Doch stellt der schreibende Maler dem Fluss der Zeit auch den übergeordneten, wenn nicht erhabenen Zusammenhang der Ziffer entgegen. Mit den Datum Bildern wird die Opposition von Stillstand und Zeitfluss reflektiert, auch recht deutlich die Inkommensurabilität der arbiträren Bezifferung des Tages, zugleich das Paradoxale von Prinzipien des Suchens und Findens, Vergehens und Dauerns. In der auch mit individuellen Sätzen versehenen Zahlenkonkretion wird eine überindividuelle Ordnung gesucht und ein erhabenes Prinzip angedeutet – woraus nicht nur gelegentliche Bekenntnisse von Bloggern zu On Kawaras Datumsmalerei plausibel werden, sondern auch die Zahlenaffinität Goetz erhellt.

Ziffern- und Sprachmaterial als Verfahren: Goetz und der ausgestellte Signifikant

Goetz ist ebenso wenig einfach Chronist, sondern versucht sich auch als Synchronist – um damit einmal mehr die unmögliche Kongruenz von Ereignis und Niederschrift zu erweisen. So listet er zum Jahresende 1998 einen Count-down:

»2222.24
 2222.36
 2222.43
 2222.50
 2222.51
 2223.07
 2223.16
 2223.17
 2223.35«
 (Goetz 1999: 836)

Poetisch wird damit der für das Blogschreiben konstitutive Aktualitäts- bzw. Real-Time-Effekt angestrebt. Allerdings zeigen die ungleichmäßigen Zeitintervalle auch den subjektiven Faktor im Aufschreibeprozess und machen diesen zwischen den Ziffern als Widerstand sichtbar; an anderen Stellen vergehen Minuten oder Stunden ohne Textzusatz bis zur nächsten Zeitziffer. Und so schwanken die Zeitangaben in ihrer Erscheinung: Einerseits verdanken sie sich der freudigen Mitschrift durch den Zeitgenossen, andererseits spreizen sich die Leerräume dazwischen auf – dem Leser ist es überlassen, ob sie ein abgründtiefes, vielleicht verzweifelteres Gähnen oder eine genussvolle Poetik des Zwischenraums darstellen. Homolog zu seiner Ziffernfolge inszeniert Goetz Wortlisten, die weite Assoziationshorizonte eröffnen mit Namen, Stimmen, Inschriften oder verbalen Ready-mades im Auf- und Abschreiben von Begriffen. Solche Gedichte entwerfen ihre Poetologie gleich mit:

»Die Institutionen.
 Der Geisteszustand.
 Stimulantien.
 Welche Realität.
 Welche Medien.
 Welches Leben.
 Externe Position.
 Beweglichkeit.
 Vision vom Ganzen.
 Verlorenheit ans Detail.
 Permanente Oszillation.
 Alle Orte.
 Welches Menschenbild.
 Welche Erfahrungen.

Du mußt dein Leben ändern.
 Hartnäckigkeit.
 Enttäuschungsresistenz.
 Die Individualkonstitution.
 Let the motherfucker ROCK [Hervor. i.O.].
 PRAXIS [Hervor. i.O.].«
 (Goetz 1999: 131-132)

Im Rahmen der sprachlichen Möglichkeiten wird hier parallele Informationsverarbeitung betrieben bzw. werden auf komprimiertem Raum unterschiedlichste Diskurse berücksichtigt, durch deren Nutzung das schreibende Subjekt sich selbst vergewissert und sich möglichst allseitig postiert. Es wird eine Assoziationsliste von Stichworten aufgeboden, die aber zu keiner Narration mehr verbunden sind – auch wenn die Leerstellen den Rezipienten dazu animieren mögen. Die Satzhierarchie wird aufgelöst und bietet im Cut-up-Verfahren beliebig viele Schnittstellen. Ein Rilke-Zitat aus dem Gedicht *Der Panther* erscheint gleichrangig neben Pop-Jargon und systemtheoretischer sowie existenzphilosophischer Begrifflichkeit – gelistet sind damit vielmehr Anstößigkeiten und Anlässlichkeiten, deren fast meditativer Rhythmus durch die schnelle Zeilenschaltung der Return-Taste getaktet ist. Alltagsversatzstücke werden gegen die Höhenkammkunst aufgeboden, um deren Bastionen zu schleifen – die Geste des ›culture jamming‹ zeigt Goetz' Anleihen bei der Pop-Ästhetik. Nicht mehr vollständige Sätze bilden die Essenz der Erzählung, sondern einzelne Wörter, die als optisches Erlebnis funktionieren und die Bildschirmfläche um sich herum aktivieren, eindrucklicher noch als das Papierweiß des später gedruckten Tagebuches. Durch dieses Vorführen bzw. Inszenieren der Einzelwörter ergibt sich ein Effekt des »foregrounding« (Jakobson 1993: 150), wenn das Wortmaterial selbst Impulse für das Sehen setzt. Das einzelne Wort, die Assoziation im elliptischen Satz, die Notate in Listenform mit Zeitziffernangabe – sie werden im theatralen Modus des Vorführens präsentiert und lassen die Signifikantenqualität ihrer Sprache aufscheinen. Damit wird auch das von Andy Warhol zitierte Projekt erweitert, dessen Reproduktions- und Serialisierungsprinzip noch auf analoge Träger angewiesen war, hier schon aber Verschwendung und Materialfülle zum Prinzip macht: »I was taping and Polaroiding everything in sight, but I didn't know what to make of it all« (Goetz 1999: 166; vgl. Warhol 1977: 94). Öffentliche Bezugnahme, Interaktivität einerseits und andererseits die Intimisierung des Blicks, der selbstgenügsam ins magische Blau starrt, gehen in der

Bildschirmpoetik von Goetz zusammen. Im Sprung von Wort zu Wort, Ziffer zu Ziffer, Beobachtung zu Beobachtung wird die Textmaschinerie der Wörter in Gang gehalten. Goetz bleibt allerdings nicht beim Lettrismus; das angestrebte Projekt ist die Erweiterung der Selbstschrift in ein Gesamtkunstwerk, das unter dem Leitmotiv des Lichts entstehen sollte – eine Anspielung auf Karlheinz Stockhausens epochalen Tonzyklus *Licht*, der nach 25 Jahren Arbeit 2002 beendet wurde. Eine solche Synthese der Künste liegt nicht zuletzt der Lebenspraxis zugrunde, die in der DJ- und Disco-Ästhetik mit der *Rave*-Erzählung erprobt wird – dies ist dann der lebensästhetische Fluchtpunkt als großes Thema seit den 1990er Jahren (vgl. Shusterman 1994), für den das Tagebuch das Konzept liefert. An anderer Stelle profiliert sich Goetz dann wieder als glanzvoller Essayist, womit eine weitere von vielen *möglichen* Erzählformen realisiert wird. Der schnelle Blickwechsel am Bildschirm beeinflusst die raschen Themenwechsel der Notate, begünstigt noch durch die Tagebuchform: Einsetzen und Abbrechen, Auslassen und Insistieren sind die Strategien des Erzählens, die Goetz reklamiert. Der Weg dahin verläuft über die grafischen Möglichkeiten der digitalen Animation. Buchstaben, Ziffern und Erzählfragmente von *Abfall für alle* erscheinen damit als visuelle Reizflächen, die selbst zu handelnden Agenten werden und die Semantik auf ihre Seite ziehen. Mit der Fertigteilästhetik wird aber auch der Anspruch von persönlicher Authentizität relativiert, genauer gesagt: Durch die Hereinnahme umliegender Diskurse verobjektiviert sich das Subjekt und erweitert es sein Sensorium. Zwar baut Goetz seine Autorfunktion wirkungsvoll auf und benutzt dazu Ziffern und Wortbilder als Masken; aus Sicht der Sprache hingegen wird deren Autonomie in einem durchaus maschinellen Sinn fasslich. Damit bleibt eine prominente Frage bei Goetz' Elektro-Tagebuch, welche Rolle das Ich in der Schrift spielt, die im Moment des Schreibens durch digitale Publikation für eine weite Öffentlichkeit lesbar wird. Es entspricht dem dokumentarischen Vorgehen Goetz', der zum Beispiel in seinem Medientagebuch 1989 eine Zitatencollage aus Zeitungs-, Rundfunk- und Fernsehtexten bzw. -bildern versammelt hat, dass diese »obsessive Medienmitschrift« (Tillmann 2013: 180) im Aufnahmeakt selbst Kameraeigenschaften zeigt und auf das Sammeln möglichst großer Quantitäten zielt – auch darin wird ein Optimierungsgestus erkennbar. Eine solche automatenhafte Seite der Wahrnehmung beschreibt Goetz in seinem neueren Netztagebuch *Klage*, das von Februar 2007 bis Juni 2008 über das Portal der Zeitschrift *Vanity Fair* veröffentlicht und wiederum in Buchform publiziert wurde. Über Videoblogging heißt es da:

»Die Leute stellen sich in einer Direktheit und Nacktheit vor einen hin, dass man erschrickt und staunt, man befindet sich ja nur etwa 20 Zentimeter weit weg von ihnen. Dagegen war Fernsehen, die alte Nacktmaschine, ein Medium höflichster Diskretion. Das Internet hat in seiner Vertracktheit beides radikalisiert: die Bilder und die Schrift. Die Schrift will denken, die Bilder erzwingen physische Präsenz« (Goetz 2008: 147).

Erneut wird deutlich, wie sich Goetz über die Bildschirmoptik auf die Materialität des Schreibens einlässt. Ähnlich wie in *Abfall für alle* lässt er seine Stichwortlisten mit Fundstücken des Alltags aufleuchten und nobilitiert so das (scheinbar) Belanglose, das als vorgeführtes Fertigteil aber auch im V-Effekt wahrnehmbar wird – wie etwa eine Telefonansagestimme oder eine Flughafenanzeigetafel, deren flüchtige Lettern abgeschrieben werden und so zum »Weltgedicht« avancieren (Goetz 2008: 123). Mit Wortzusammensetzungen wird gebastelt im phonetischen und lettristischen Experiment und Schnipsel werden in Inventurform kompiliert (vgl. Goetz 2008: 123; 234; 103; 369; 426). Bildschirmbeobachtung und Schrift als Material sind aber auch hier Teil einer fiktiven Identitätskonstruktion des Autors, die sich aus den »Formfindungs- und Selektionsprozessen« (Tillmann 2013: 181; vgl. Goetz 1999: 685) von Goetz ergeben. Im theatralen Modus formuliert Goetz sein Konzept des Netzschreibens, das er in einem Dreieck von Adjektiven verortet: »bewusstlos«, »ichstark« und zugleich »quasi autorschaftsfrei« soll der Text sein »wie das im Geschehen sich verlierende Auftreten« des dargestellten Menschen (Goetz 2008: 105). Gegen das eitle Aufplustern und alle Selbsthysterie solle die Ichfigur auf Distanz bleiben und die Selbstblindheit gegenüber dem Schreiben beibehalten, denn »Resonanzen stören diese Selbstunsichtbarkeit, das selig Automatische, das das Schreiben anfangs haben kann« und das nur so auf Entdeckungsreise geht. Die Erwartung an den »authentoiden Autor« ist es dann, den »Text ins Fliegen zu bringen«, was beim »LOSLABERN« passiert, welches die »schönste und höchste Form von Literatur« sei (ebd.: 176). Das Prinzip der gesellschaftlichen Partizipation, der Alltagsmitschrift und ihrer medienbewussten, experimentellen Überformung gilt also auch hier und scheint sich als eine Schreibweise zu etablieren. Goetz versucht aber mit seinen Tagebüchern eine schwierige Äquilibristik. Einerseits kennzeichnet sein Schreiben eine energiegeladene, sich verstreuernde Gegenwartsteilhabe, die sich auch in seiner Party- und Rave-Ästhetik findet und mit der die Aktivitäten des E-Gitarristen, jenes stromaktivierten Stürmers und Drängers des 20. Jahrhunderts, aufgegriffen werden. Diese

»elektrische Ethik« des intensiven Lebens (Garcia 2017: 177) steht bei Goetz aber einer nachdenklichen, sammelnden, abwägenden und selbstbeobachtenden Tendenz gegenüber – der Schreibende setzt sich in Beziehung zu den ihn durchströmenden Diskursen und beobachtet sich dabei fortwährend. Das Problem einer neu formierten Öffentlichkeit mit geänderten Begriffen von Intimität gewinnt auch für Goetz an Schärfe: Die Crux bleibt bei allen Selbstreflexionen, die das Medium zum Thema machen, dass hier wie schon im Buribunkenstaat Schmitts absolute Teilhabe gefordert ist – wer nicht im Netz präsent ist und gezählt werden kann, der zählt auch nichts, und der Begriff von »Anschlussfähigkeit« kann dann seinen finsternen Sinn offenbaren, wenn es um schiere Publizität geht und um nichts sonst. Zum Problem wird dann 100 Jahre nach der beißenden Satire Schmitts jene reine Quantität von Präsenz, die die neue Öffentlichkeit zum Maßstab gelingender Kommunikation macht. Der Foucault-Kenner Goetz hat bei aller partizipatorischen, manchmal emphatischen gesellschaftlichen Lebensteilnahme die kritische Perspektive nicht aufgegeben, und im historischen, aber dort sich nicht erschöpfenden Blick auf die Hypomnemata hat Foucault über die Frage nach der Selbsttechnik zweifellos auch zeitgenössische Probleme sowohl des aktiven, subjektiven Pop im Sinne des gestaltenden Selbstaufschreibens wie auch der objektiven Speichertechniken angerührt, die in den fortschreitenden 1970er Jahren längst Computersache sind. Als figurierte Klage auftretend und sich inszenierend hat Goetz die neueren Notate, Essays, Gedichte und Spontanstenografien zu einem polemischen Konvolut anwachsen lassen, das bereits im Internet Kritiker auf den Plan gerufen hat. Zwischen Ich und Text spannt sich ein Möglichkeitsraum auf, der auch hier durch Selbstreflexion medial erweitert ist. Wenn nun der Ich-Alltag durch Schrift konstruiert wird, so äußert Goetz in der mitlaufenden Beobachtung weniger ideologisch motivierte, sondern ganz schreib- und erfahrungspraktisch begründete Kritik. Die sich neu formierende Öffentlichkeit ist alles andere als das erfüllte Glücksversprechen ihrer Apologeten: Im »Diktat der Maschinen, der Diktatur der Medien« (Goetz 2008: 324) mutieren halbwegs gescheite Menschen zu Puppen, was in vielfachen Szenarien besonders an Politikern und Showstars gezeigt wird. Auch das eigene Veröffentlichungsmedium mit seinen Räumen wird skeptisch gesehen: »riesige Supercomputer/errechnen eine Vielzahl von Entwürfen/und simulieren Sichtbarkeit/DER NEUZEITLICHE MENSCH/steht in der Irre« (ebd.: 12), so heißt es in Gedichtzeilen und mit existenzieller Klagestimme, wogegen allerdings stets die Lust am Experiment aktiviert wird. Bei vollem Bewusstsein riskiert dieser Selbstschreiber das

Aufgehen in der vom Medium vorgegebenen Form, in der Selbstverzifferung, in den Daten und Satzketten, die den Aufschreiberhythmus takten – und probt sein Enhancement durch Anverwandlung, durch schlaue Mimikry an die umliegenden Diskurse. Dieser Text übertrifft seinen Schreiber, der von dem Wissen und den »dauernd gegen ihn laufenden Beobachtungen durch den eigenen Text bedroht« ist (ebd.: 344), sich also permanent Verdächtigungen seitens des Mediums ausgesetzt sieht. Damit wird die Frage nach Authentizität noch einmal schärfer gestellt – das Tagebuch-Ich thematisiert seine Gefährdung und deutet seine Gegenstrategien zugleich an. Weit jenseits der Unterhaltungsselliteratur, der Katzenstuben-Blogs oder der gefälligen, Anteilnahme heischenden Selbstbekenntnisse und insgesamt form- und medienvergessenen Blog-Outings operiert Goetz mit seinen Experimenten in einer Grenzregion, die zwischen der Autonomie des Tagebuchschreibers und seiner einbekannten Heteronomie liegt. Zur Selbstoptimierung des Schreibens zählt dann nicht nur die Erweiterung von Lebens- bzw. Wahrnehmungsbereichen, sondern auch die Analyse der äußeren Bedingungen.

Fazit

Die SchlussThese zielt also nicht nur auf Self-enhancement, sondern ist auch eine diskurs- und praxiskritische: Datensammlungen und deren Veröffentlichung sind die neuen Ich-Erzählungen, die nicht nur einem gewandelten Sicherungsbedürfnis entsprechen, sondern auch zur Fabrikation von Identität genommen und als eine Art Survival-Training einer breiten Öffentlichkeit empfohlen werden. Die Sorge um sich selbst ist dabei offensiv zu einem Geltungsdrang nach außen gewendet, der in der medialen Existenz befriedigt wird – so die neue Ontologie des digitalen weltweiten Daseins von global agierenden Ich-Peilsendern, die mit der Selbstverzifferung eine Intensivierung des Nervenlebens anstreben. »Erscanne Dich selbst«, so formuliert Michael Moorstedt (2014) diesen abendländischen Imperativ neu – das Zählen verdrängt das Erzählen, allerdings auch mit der Pointe, dass den Verwaltern und Verwertern von Big Data (Geheimdiensten, Google, Amazon & Co.) in richtig gewählter Kombination auskunftreiches Material zuteil wird. Werbliche Aspekte stellen noch die harmloseren Absichten dar, Normierungsbestrebungen hingegen, die Abweichungen registrieren und vielleicht justiziabel machen, können auch zur Sache von Gesundheits- und Nachrichtendiensten

werden. Die ubiquitäre Aufforderung zu Transparenz, einer Zentralsemantik von Gegenwartsbeschreibungen, kann sich vom demokratischen Traum zum diktatorischen Albtraum wandeln, der mit großem Machtanspruch Strukturen disruptiv auflöst und neue schafft. All dies geschieht unter der Bedingung, dass sich mit effizienteren Medien offener Subjekte besser ausforschen lassen und mit neu gewonnenen Mittelwerten auch neue Normen bilden lassen, die zur Richtschnur für Beurteilungen oder Diskriminierungen jeder Art werden können. Manfred Schneider (2013) hat mit diesem Blick die lange Geschichte des Transparenztraums aufgeschrieben, der kirchlich-theologisch, politisch oder psychologisch den opaken Widerstand des Subjekts durchdringen will und im Bestreben, Undurchdringlichkeit durch lauter Information zu ersetzen, selbst totalitär werden kann. Im Extrem würde die Schreibweise Goetz' ins ›Lifeloggging‹ münden, das sich als Möglichkeit begreifen lässt, die Tagebuchprogramme in eine möglichst vollständige Aufzeichnungsform von Körperdaten, Gefühlszuständen und Wahrnehmungen zu steigern. Die Datensammelwut von Lifeloggern und Selftrackern geht in der Überzeugung des Quantified Self aber auch darauf hinaus, Daten nicht nur diagnostisch zu sichern, sondern für alle nur erdenklichen Fälle schon prophylaktisch zu nutzen (so ihr Apologet Jim Gemmell; vgl. Welzer 2016: 118). Im Geist der Buribunken von 1900 werden nun Lebensvollzüge, Dienst- und Freizeithandlungen, Reisen, Konzertbesuche und Events aller Art serienweise um des Registrierens und Zählens willen unternommen – ein sportives Motiv, mit dem die private Notiz zur obligatorischen Anwesenheitsmeldung im öffentlichen Raum wird. Die eine Seite dieser Aktivitäten ist das Einspeisen aller nur verfügbaren Daten in ein Gesamtweltarchiv, an dem das Ich teilhaben kann – ohne die Gefahrenaspekte des Datenmissbrauchs zu vergegenwärtigen. Die andere ist die Steigerung von Lebensmöglichkeiten, die sich das Subjekt durch die Ausdehnung seines Wahrnehmungssystems in die Welt hinein erhofft. An den Optionen der Wahrnehmungserweiterung und auch der fröhlichen Bastelidentität erkennt Goetz aber schließlich doch Grenzen, die jedenfalls die digitale Tagebuchführung betreffen. Und die Perspektive ist dann durchaus kritisch gegen das Quantified Self gerichtet, das sich mit all seinen gezählten Aktionen nach dem Willen des Begriffsgründers Gary Wolf (2011) den datensammelnden Konzernen ausliefern soll. Die Protagonisten der Szene haben seit Beginn kein Blatt vor den Mund genommen – so hat etwa Elizabeth Charnock, die als CEO von Cataphora fungierte, bekundet, dass die Vitae der Daten liefernden Bevölkerung oder der Delinquenten, die ihre Firma in Bezug auf Wallstreet-Vergehen untersucht, herausbuchsta-

biert werden aus der Masse ihrer Aufzeichnungen: »Unsere Arbeit ist so, als würde man alle Querverweise in den Tagebüchern von fast wahnsinnig peniblen Tagebuchschreibern lesen« (zit.n. Schirmmacher 2013: 262). Goetz' Tagebücher vernetzen sich im »Gravitationsfeld Pop« – aber sie lösen sich von der frühen Phase des affirmativen Ichs, das ein Maximum an Daten prozessiert, um »navigational capacity« zu beweisen, in einem Trainingsprogramm und Fitnessprojekt fürs digitale Leben, letztlich, um in der weltweiten Netzgemeinde Aufmerksamkeit zu erhalten. In Goetz' Notaten und Zeitmitschriften finden sich vielmehr zunehmend kritische Äußerungen, die ihre Aufschreibebedingungen reflektieren und sie zugleich nutzen, wenn damit literarische Absichten in einem anspruchsvollen Sinn verfolgt werden und lebendige Teilhabe an der Gegenwartskultur gezeigt wird. Sie eröffnen mit ihrer Poetisierung des Alltags nicht nur Erfahrungsräume und begleiten die Neukonstitution von Öffentlichkeit euphorisch-engagiert, sondern spiegeln dies auch im kritischen Kommentar. Damit hat digitale Selbstschrift wenigstens die Option, sich in einem Möglichkeitsfeld zu entwickeln und einen Raum von Zeichen zu eröffnen, der zur Selbstverständigung dienen kann. Hat das Ich das Potenzial des Erzählens erst einmal entdeckt, wird es nicht aufhören, sich zu schreiben, seine Spiegelungen auszuprobieren, fiktive Gewänder überzuziehen, dies mehr oder weniger ausführlich und in ganz unterschiedlichen Stilen. Selbstschrift ist und bleibt ansteckend – ebenso aber wie die diskursiven sowie macht- und medienpolitischen Bedingungen, unter deren Aufsicht das Ich schreibt. Ob aber das Erzählselbst in der digitalen Ziffernwelt noch in der Lage ist, das radikal Andere der Zähltechnik, das Kittler in den technischen Gestellen sieht, in einen Erfahrungshorizont zu bringen (Kittler 2001: 214-215, 238-239), wird zu beobachten sein – ebenso wie die zweifellos neu entstehenden Formen des Tagebuchs, die von Bildern, Audiodateien oder Körperdiagrammen geprägt sein werden. Dabei verschwinden die langen Erzählbögen traditioneller Lebensgeschichten und ist die Gestaltsuche mit allen Kohärenz- und Abrundungsbemühungen zumindest gefährdet. Brüche werden vielmehr in der Aktivierung von kurzzeitig-spontanen und instantanen (Selbst-)Darstellungselementen billigend in Kauf genommen und im neuen Ideal des »flexiblen Menschen« sogar gefordert, das bereits Sennett (1998) als Signatur der Gegenwart ausgewiesen hat. Das klassisch-moderne Identitätskonzept weicht zunehmend den zerstückelten und situationellen Identitätserlebnissen – entsprechend damit dem neoliberalen »disruption«-Pathos, der permanenten Geste des Zerschlagens um der ständigen Neuerung willen. Wie die Entscheidung von Diaristen ausfällt, ist völlig offen – für das Abtauchen

in Bild, Ton und Körperdiagramm oder für die Zeitmitschrift als sozialer, kritischer Praxis. Der Beitrag von Goetz' digitaler Diaristik sollte hier als noch einmal aktivierte Möglichkeit der Selbstvergewisserung, Selbstrechtfertigung und Begründung einer personalen wie auch sozialen Identität nachgezeichnet werden – ohne dass Goetz in die Ödnis des Achtsamkeitsdiskurses verfallen würde. Denn nicht nur zielt sein Schreiben auf allgemeine Verbesserung der eigenen Lebensmöglichkeiten und erweiterte Wahrnehmungstätigkeit, sondern es erfolgt auch eine literarische Standortbestimmung, die neben der Vergrößerung der Marktchancen vor allem kritisches Potenzial entfaltet.

Literatur

- Alberti, Leone Battista (1962 [1440]). Vom Hauswesen. Hg. v. Walter Rüegg. Zürich/Stuttgart.
- Balandis, Oswald/Jürgen Straub (2018). Self-Tracking als technische Selbstvermessung im Zeichen der Optimierung. Vom Nerd zum Normalverbraucher. In: psychosozial: Das sich vermessende Selbst. 41:152, 5-15.*
- Baßler, Moritz (2002). Der deutsche Pop-Roman. Die neuen Archivisten. München.
- Foucault, Michel (1995). Überwachen und Strafen. Frankfurt a.M.
- Garcia, Tristan (2017). Das intensive Leben – eine moderne Obsession. Berlin.
- Goetz, Rainald (1999). Abfall für alle. Frankfurt a.M.
- Goetz, Rainald (2008). Klage. Frankfurt a.M.
- Großmann, Gustav (1927). Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung persönlichen und beruflichen Erfolgs. Stuttgart/Wien.
- Jakobson, Roman (1993). Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971. Frankfurt a.M.
- Kittler, Friedrich A. (2001). Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft. 2. Aufl. München.
- Köhnen, Ralph (2018). Selbstoptimierung. Eine kritische Diskursgeschichte des Tagebuchs. Berlin, Frankfurt a.M.
- Moorstedt, Michael (2014). Erscanne Dich selbst. In: Reichert, Ramón (Hg.) BIG DATA. Frankfurt a.M., 67-75.
- Nowak, Tine (2008). Vom Blatt zum Blog. Der Medienanimateur und das digitale Tagebuch. In: Gold, Helmut et al. (Hg.) @bsolut privat. Berlin, 51-63.
- Platon (2019): Apologie des Sokrates. Übers. von Rafael Ferber. München.

- Poschardt, Ulf (1997). *DJ-Culture. Diskjockeys und Popkultur*. Reinbek b. Hamburg.
- Schirmacher, Frank (2013). *Ego. Das Spiel des Lebens*. Frankfurt a.M.
- Schmitt, Carl (1918). *Die Buribunken. Ein geschichtsphilosophischer Versuch*. In: *Summa. Eine Vierteljahresschrift* 4, 89-106.
- Schneider, Manfred (2013). *Transparenztraum. Literatur, Politik, Medien und das Unmögliche*. Berlin.
- Sennett, Richard (1998). *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin.
- Setz, Clemens J. (2018): *BOT. Gespräch ohne Autor*. Berlin.
- Shusterman, Richard (1994). *Kunst Leben. Die Ästhetik des Pragmatismus*. Frankfurt a.M.
- Straub, Jürgen (2013). Selbstoptimierung im Zeichen der »Autonomie«. Paradoxe Strukturen der normierten Selbststeigerung: von der »therapeutischen Kultur« zur »Optimierungskultur«. In: *Psyche. Psychotherapie für qualitative Forschung und klinische Praxis* 15:2, 5-38. *
- Tillmann, Markus (2013). *Populäre Musik und Pop-Literatur. Zur Intermedialität literarischer und musikalischer Produktionsästhetik in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld.
- Vogl, Joseph (2007). *Poetik des ökonomischen Menschen. Metamorphosen des Subjekts in der Moderne*. In: *Zeitschrift für Germanistik* NF XVII:3, 547-560.
- Warhol, Andy (1977). *The Philosophy of Andy Warhol (From A to B and back again)*. San Diego/New York/London.
- Welzer, Harald (2016). *Die smarte Diktatur. Der Angriff auf unsere Freiheit*. Frankfurt a.M.
- Westbam (1997): *Mix, Cuts and Scratches*. Berlin.
- Wolf, Gary (2011): *Quantified Self*. Abrufbar unter: <https://quantifiedself.com/blog/what-is-the-quantified-self/> (Stand 23.03.2022).
- * Weiterführende Literatur.

